Nr. 25 — Leipzig, den 12. Juni — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Die Kirche — Die Liebe Gottes als Prinzip der Welterklärung — Römische Heidenmission: 1. Allgemeines; 2. Missionspraxis — Englische Liebeswerke — Die evangelischen Schulen in Oesterreich — Das heurige Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins (Hayingen-Algringen) — Was thut die Kirche für die Studenten? — Verschiedenes: Romanisirende Familienblätter; Ein Herrenhausmitglied als Spielbankhalter; Eine Uhland-Anekdote; Galilei-Denkmal in Rom — Quittung — Briefkasten der Redaktion

Die Kirche

Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. (Matth. 5, 14.) —

Die zweite Hälfte des Kirchenjahres hat man wohl im Unterschiede von der ersten, dem Herrenjahr, das Gemeindejahr genannt. Sind wir erst in den einzelnen Festen dem Herrn Christus von einer Station seines Lebens zur andern nachgegangen, so steht nun als die Frucht seiner Erdenarbeit seine Kirche mit ihrer Entwicklung, ihren Aufgaben, ihren Hoffnungen vor uns.

Aber hat Christus überhaupt eine Kirche gründen wollen? Oder war es vielleicht nur seine Absicht, einzelne Wahrheiten zu verkündigen, einzelne Seelen zu retten? Haben alle die, welche, wenn auch immerhin von den Aposteltagen ab, ihn als den Herrn der Kirche preisen, seine eigentliche Idee mißverstanden und Weltliches, sei es aus Rom, sei es aus Israel hineingetragen? Nicht nur Feinde des Christentums sprechen so, sondern auch manche, denen es das Liebste auf der Erde und im Himmel ist: die kirchlichen Kämpfe in all ihrer Unerquicklichkeit haben's ihnen verleidet, sich die Kirche als ein Werk Jesu, ein Gnadengeschenk Gottes an die Menschheit zu denken. Aber wäre das Jesu Absicht gewesen, nur einzelne Seelen, wie den Brand aus dem Feuer, aus der sündigen Welt zu sich zu retten, so hätte er entweder den Fortgang seiner Sache Zufälligkeiten aussetzen müssen, oder es hätte bei den einzelnen eines immer erneuten Damaskuswunders bedurft. Nur als Kirche konnte das Christentum in menschliches Gemeinschaftsleben und damit in menschliche Entwicklung eingehen. Nicht einzelnen Schwimmern hat er's geboten, sich durch die Wellen hindurch zu wagen: dem Schiff seiner Kirche, um ein seit den ältesten Zeiten gebrauchtes Bild anzuwenden, hat er sie anvertraut, damit sie an das Gestade der Ewigkeit gelangen. Nicht Einsiedlerhütten sollen hier und da auf den Bergen Gottes zerstreut liegen, sondern die Stadt Gottes soll sie krönen, „darinnen die heiligen Wohnungen des Höchsten sind."

„Jede Religion drängt zu einer Gemeinschaft." Diesen Satz stellte der berühmte Kirchenrechtslehrer Albrecht an die Spitze seiner Vorlesung und leitete die wichtigsten Sätze daraus ab. Die christliche Religion, die nicht nur das Leben in Gott, sondern auch das Leben aus Gott in der Welt zu ihrem Gegenstande hat, kann ohne eine solche gar nicht gedacht werden. Und diese Kirche, wie sie nicht nur auf den Bergen Gottes, sondern auch auf den Höhen weltgeschichtlicher Entwicklung gegründet dasteht, ist menschlich angesehen die größte Thatsache der Weltgeschichte, religiös betrachtet der Wunderbau Gottes, durch welchen Christus und sein Wort und sein Reich allen Völkern und Zeiten mitgeteilt wird. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.

Aber ist sie denn nicht dennoch verborgen, so gewiß wir sagen: Ich glaube an eine christliche Kirche, und der Glaube hat es doch mit unsichtbaren Dingen zu thun? Das ist die Kirche nicht, was sie drüben dafür ausgeben, der Papst, die Bischöfe, die schönen Dome, die glänzenden Gottesdienste, aber auch nicht, was sie hüben an dessen Stelle gesetzt haben, nicht die Predigten, nicht die Bekenntnisse, nicht die Gemeinden in ihrer Menge. Die Gemeinschaft der Seelen unter ihrem Haupt und „was Christus ihr gegeben" an geistlichem Segen in himmlischen Gütern, das ist das eigentlich Wesentliche an seiner Kirche. Aber so gewiß dies gebunden ist an sein Wort, das geschriebene, das gepredigte, das geglaubte und gelebte, so gewiß die Menschen, die es glauben und darnach leben sollen, Menschen mit Fleisch und Blut sind, so gewiß kann die unsichtbare Kirche, welche die Reformation der römischen mit Recht entgegengehalten hat, nicht ohne die sichtbare sein. Und Gott sei Dank, mag auch der Unglaube und der Indifferentismus unsrer Tage das Unglaubliche darin leisten, daß er kirchlichen Dingen gegenüber mit sehenden Augen nicht sieht, auch in der Gegenwart wird die Kirche Christi immer sichtbarer, immer greifbarer. Für die, welche, wie Luther, in kirchlichen Arbeiten und Kämpfen unter mancherlei Enttäuschung ihr Leben eingesetzt haben, soll es ein Trost sein, an die unsichtbare Kirche zu glauben. Aber kirchliche Bequemlichkeit oder Quietismus sollen keine Entschuldigung daran haben. Es würde das kirchliche Leben nach manchen Seiten besser ausgebaut, die kirchlichen Aufgaben würden völliger erkannt und gelöst worden sein, hätten nicht oft die frömmsten Gemüter mit ihrem Streben, mit ihrer Begeisterung sich auf die unsichtbare Kirche zurückgezogen. Gerade die Gegenwart bedarf es dringend, daß der Reichsgedanke Gottes, daß der religiöse Gedanke kräftig und zielbewußt in einer Gemeinschaft gläubiger Seelen mit den ihr gegebenen Mitteln in Gottes Wort und Gottes Kraft der Welt gegenübertrete, Gottes Willen in ihr verwirkliche. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.

Der Glaube an die Kirche ist zugleich der Glaube an die Zukunft der Kirche und damit die Blüte alles christlichen Vorsehungsglaubens. Dies Schiff kann nicht untergehen. „Seid getrost!" rief der junge Cäsar jenen Schiffern im Sturme zu, „ihr tragt den Cäsar und sein Glück." — Ihr fragt mich, warum ich unter allen religiösen und sonstigen Stürmen der Gegenwart nicht verzage, was mich an dem nie zerreißenden Faden geschichtlichen Fortschritts und göttlicher Führung in den Geschicken der Menschheit festhalten lehrt? Warum vermag ich den Gedanken einer gottgewollten Humanität, die einst alles, was jetzt getrennt ist, zusammenfassen wird, nicht zu verleugnen? Warum bin ich gewiß, daß jede Kulturarbeit, die wirklich eine solche ist, niemals verloren gehen wird, sodaß freudig arbeiten kann, wer nur mit seinem irdischen Beruf sich in den Dienst des Ewigen zu stellen gelernt hat? Was macht mich getrost, daß es mir und allen, die mit mir an Jesum Christum glauben, niemals an dem fehlen wird, was zum ewigen Leben dient, und daß endlich Gott im Regiment sitzt und alles herrlich hinausführen wird? Antwort: Ich glaube an eine christliche Kirche.

B H

Die Liebe Gottes als Prinzip der Welterklärung*)

Es ist keine Kunst, die „Rätsel der göttlichen Vorsehung“ verschwinden zu lassen, wenn man, für die Regel der Fälle wenigstens, diese Vorsehung selbst verschwinden läßt. So könnte den mit der Ansicht Kreibigs zusammenstimmenden Ausführungen unsers neulichen Artikels gegenüber ein Anhänger der landläufigen Vorstellungen einwerfen.

Wir würden ihm einfach erwidern, daß er nicht ganz Unrecht habe, daß es aber hier einzig und allein darauf ankomme, was wahr und was nicht wahr ist. Die Annahme einer Spezialvorsehung für alle menschlichen Individuen, die, wie es in einem Gebet in dem sehr beliebten „Pilgerstab“ von Spengler heißt, „einen jeden von uns mit derselben Sorgfalt hebt und trägt, als wenn er allein auf der Welt wäre,“ mag für manche höchst erbaulich und trostreich sein, aber wahr ist sie nicht; sie wird durch die tägliche Erfahrung hundert- und tausendfach widerlegt. Gott ist keine Kinderfrau und die Welt keine Kinderstube. Ein einziges Ereignis wie das Erdbeben in Lissabon, in welchem fünfzigtausend Menschen umkamen, liefert vollen Gegenbeweis gegen jenen Glauben. Denn daß diese vielen Tausende so plötzlich, „in ihrer Sünden Blüte,“ hinweggerafft wurden, das kann doch unmöglich Ratschluß einer auf das zeitliche oder auch ewige Beste jedes einzelnen von ihnen bedachten Vorsehung gewesen sein; m. a. W., es ist nicht anzunehmen, daß dieser plötzliche Tod für jeden darunter das in diesem gegebenen Zeitpunkte denkbar Beste gewesen wäre. Ebensowenig läßt sich jene Katastrophe im Ernst als ein spezielles „Strafgericht“ auffassen; denn es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß gerade die Bewohner Lissabons ein solches Strafgericht in besonderm und in höherm Maße verdient hätten als z. B. diejenigen von Paris oder andrer, durch ihre nördliche Lage vor Erdbeben gesicherter Großstädte. (Vergl. Lukas 13, 3.)

Doch das Rätsel bleibt übrig: wenn es so ist, wenn Gott nicht in diesem Sinne die Welt regiert, wenn er so vieles geschehen läßt, was wohl unter der Voraussetzung einer naturgesetzlich bedingten Weltordnung, aber nicht unter derjenigen einer individualisirenden Vorsehung begreiflich ist: wie reimt sich denn dies mit dem Gottesglauben überhaupt, und vollends mit dem Glauben an einen gütigen Gott und Vater unser aller, an einen Gott, dessen Wesen heilige Liebe ist?

Gerade darum ist es so, hatten wir geantwortet, weil Gott die Liebe (oder genauer nach dem Grundtext: weil er Liebe) ist; und diesen Satz wollen wir jetzt begründen.

Also — wir betonen dies nochmals, um einem sehr möglichen Mißverständnis vorzubeugen — nur darum ist es uns zu thun, einleuchtend zu machen, daß und inwiefern die Liebe Gottes auch in der Weltordnung und Welteinrichtung, ja noch enger gefaßt, auch in der Seite der Beschaffenheit derselben sich ausprägt, in welcher nicht wenige vielmehr einen Gegenbeweis gegen das Walten dieser Liebe finden wollen und durch deren Anblick viele andre, Gläubige, nur darum nicht beirrt werden, weil sie beharrlich die Augen dagegen verschließen. Eine ganz andre Aufgabe würde es sein, überhaupt die Wahrheit des Glaubens, daß Gott Liebe ist, zu begründen; wobei selbstverständlich die Erscheinung Christi den Angelpunkt der ganzen Beweisführung zu bilden hätte. Auch die vorliegende, um so viel beschränktere Aufgabe würde zu ihrer erschöpfenden Ausführung ein ganzes Buch erfordern. Es ist daher nur eine Skizze, die wir hier geben können, wobei viele Mittelglieder des Gedankenganges beiseite gelassen und nur die Hauptstationen angedeutet sind.

Es war der Wille der Selbstmitteilung, der Wille der Liebe Gottes, Wesen nach seinem Bilde, persönliche Wesen ins Dasein zu rufen, welche seiner eignen Seligkeit teilhaftig sein sollten.

Jedoch die Seligkeit Gottes, sie ist selbst ein Ausfluß seiner Heiligkeit, seiner innern Harmonie, seines Liebeswillens; Gott wäre nicht selig, wenn er etwa nur allmächtig und allweise, aber ohne heilige Liebe wäre. Sollen die Menschen an der Seligkeit Gottes teilhaben, so muß auch ihr Wille mit dem heiligen Liebeswillen Gottes im Einklang sein; nur mit der Liebe, der Liebe Gottes und der Brüder, kann die Seligkeit, kann der Friede Gottes, der „höher ist als alle Vernunft,“ in ihr Herz einströmen. Oder wie sollte ein Wesen, in dem noch Mißgunst oder Haß, Hochmut oder Ungerechtigkeit, Herzenshärtigkeit oder Herzenskälte, kurz irgend welche Zwiespältigkeit oder Unlauterkeit wohnte, einer ungetrübten Seligkeit fähig sein, selbst bei dem vollkommensten äußern Zustande?

Was Gott will, das kann er auch unmittelbar realisiren — so müßten diejenigen behaupten, für welche die Allmacht Gottes unbeschränkt ist; er hätte also Wesen mit solchem heiligen Liebeswillen einfach schaffen können.

Allein das kann er in Wahrheit nicht, weil er nicht das Widersprechende kann. Gott kann freilich alles was er will, das ist seine Allmacht; aber das Widersprechende kann er nicht wollen, weil dies gegen seine Wahrhaftigkeit, seine Treue, seine Beständigkeit wäre. Der Satz vom Widerspruch, den wir (seiner metaphysischen, nicht seiner logischen Bedeutung nach) etwa in der vorsichtig umschriebenen Fassung des Aristoteles ausdrücken würden: Es ist unmöglich, daß dem Nämlichen das Nämliche in der nämlichen Beziehung zugleich zukomme und nicht zukomme — führt sich sonach für uns gleichfalls auf Gottes Heiligkeit zurück.

Heiligkeit kann nicht geschaffen werden; denn erstens gehört zum Begriff eines persönlichen Wesens neben dem Selbstbewußtsein ein eigner Wille, ein Vermögen der Selbstbestimmung, der Selbstbewegung nach dieser oder einer andern Richtung hin; persönliche Wesen sind nicht denkbar ohne ein inneres Zentrum, in das Gott selbst nicht hineinkann, wenn sie ihn nicht hineinlassen wollen. Zweitens gehört zum Begriff der Heiligkeit als der vollkommenen, unverbrüchlichen, unverletzlichen Güte des Willens das Aufgehobensein der Möglichkeit des Gegenteils durch Selbstbestimmung. Eine anerschaffene oder angeborne Heiligkeit ist ebenso wenig denkbar als ungelernte Virtuosität in irgend einer Kunst, oder als ein Mann, der niemals ein Kind gewesen wäre.

Soll die Möglichkeit des Gegenteils durch Selbstentscheidung aufgehoben werden, so muß sie vorher da sein; ferner muß sie Gelegenheit haben, herauszukommen, und zwar beides nach allen Richtungen hin, die der Wille überhaupt einschlagen kann. Soll ferner diese Selbstentscheidung wirklich eine Entscheidung für das Gute als solches sein, d. h. für das Gute, weil es das Gute ist: so muß sie frei, also nicht durch irgend welchen psychologischen Zwang, z. B. den der Furcht, bedingt sein. Gott hätte leicht verhindern können, daß unsre ersten Eltern fielen, wenn er ihnen nicht von der Seite gewichen wäre; schon seine schweigende Gegenwart hätte sie abgehalten, der das in ihnen schlummernde Böse hervorlockenden Schlange zu folgen. Weiterhin muß es, abgesehen von den pädagogischen Vorstufen der Entwicklung, dahin kommen, daß die Entscheidung für das Gute lediglich bestimmt wird durch Liebe zum Guten, nicht aber durch Motive der Selbstliebe, welche zwar an sich nicht böse, aber auch nicht gut, sondern eben „natürlich“ sind. Gesetzt, ich liebte Gott nur, weil er mir in dieser Welt sehr viel Gutes zu Teil werden läßt und ich ihm zutraue, daß er mich in jener Welt vollkommen glücklich machen werde, so würde ich in Wahrheit nicht ihn, sondern doch nur mich selber über alles lieben.

Wir sind nun aber in der That geneigt, uns selber über alles zu lieben; und ferner: die Möglichkeit des Bösen ist bei unserm Geschlecht zur Wirklichkeit geworden. Ob auch dies, ob der Fall in das Böse, in den bewußten Ungehorsam gegen Gott bei allen persönlichen Wesen, die nicht Gott sind, (oder doch bei allen persönlichen Wesen unsrer Art, die nicht schlechthin Personen, sondern Exemplare einer Gattung, Individuen sind und deren Ausgangspunkt daher notwendig ein animalischer, „psychischer“ ist; vgl. 1. Kor. 15, 45—47) als unvermeidlicher Durchgangspunkt für die Entwicklung des guten Willens zu gelten hat: diese vielumstrittene und äußerst schwierige, ja mit den Mitteln unsrer irdischen Erkenntnis wohl niemals endgiltig zu beantwortende Frage müssen wir, als zu verwickelt, hier auf sich beruhen lassen; für uns genügt es, daß bei der Menschheit die Selbstliebe thatsächlich zur Selbstsucht ausgeartet, das Böse nach allen Richtungen hin wirklich geworden ist.

*) Zugleich Fortsetzung und Schluß des Aufsatzes in Nr. 19: „Zur Lehre von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung.“

Doch sei eine ganz kurze Einschaltung gestattet. Die biblische Erzählung vom Sündenfall, einerlei ob man sie als eine wirkliche, auf der Erde vor sich gegangene Geschichte oder als sinnbildliche Darstellung eines vorirdischen oder auch überzeitlichen, generellen Vorganges betrachtet, enthält einen, unsers Wissens noch lange nicht genügend befahrenen Schacht der tiefsten und fruchtbarsten Wahrheiten, und nichts kann oberflächlicher sein als sie mit andern ähnlichen Ueberlieferungen auf gleiche Linie stellen zu wollen. Wir heben hier nur den einen Zug heraus, daß der Tod, also die Materialität und Endlichkeit, und die Beschaffenheit dieser unsrer Natur, die auch ihrerseits Dornen und Disteln trägt, d. h. auch die widerwärtigen Möglichkeiten verwirklicht, als Folge des Sündenfalls dargestellt wird; die Natur unsrer Welt erscheint sonach als wesentlich bedingt durch die Art der Selbstbestimmung des Menschen. Hätte dieser sich anders entschieden, so wäre diese Welt garnicht vorhanden; so aber ist sie der allein entsprechende Wohnort für ein Geschlecht, das aus dem Fall durch schwere, langsame Arbeit erst wiederhergestellt werden muß. Zu den Mitteln dieser Wiederherstellung gehört ohne Zweifel gerade auch die Materialität und speziell unsre sinnliche Bedürftigkeit.

Also der Mensch, so wie er nun einmal ist, mußte vor allem eine Bühne haben, auf der er sich frei bewegen und nach seinem Willen einrichten konnte, eine Welt, die ihm gehört und in der ihm Gott nicht sinnlich oder verstandesmäßig gewiß und der Wille Gottes nicht unmittelbar und zwingend gegenübertritt, sondern die sich nach den Gesetzen ihres eignen Wesens bewegt. Die Naturgesetzlichkeit ist überhaupt eine der unentbehrlichen Unterlagen der Freiheit; ohne solchen festen, berechenbaren Boden würde der Mensch niemals zur Selbständigkeit und Vernünftigkeit des Handelns kommen können. Auch hier gilt das Dichterwort: „Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben." Ja, auch der Fortschritt der Erkenntnis der Naturgesetzlichkeit der Welt gehört zu den Fortschritten der Freiheit selbst.

Aus der Idee des Zweckes allein ist die Natur schlechthin unverständlich; aber als die Mutter von Wesen, welche sich in Freiheit zur Freiheit entwickeln sollen, kann sie (ätiologisch) und darf sie (teleologisch) keine Zweckmaschine sein. Die Basis dieser Mutter Natur ist vielmehr die Logik des Möglichen; ihre Maxime ist der Wahlspruch des Geschäftsreisenden: „Was gemacht werden kann, wird gemacht," sie ist erfüllt von dem Drang, alles innerhalb der gegebenen Grenzen und Bedingungen — gegeben sind diese allerdings durch den Zweck — in jeder Beziehungssphäre Mögliche zu verwirklichen: Freundliches und Feindliches, Kluges und Dummes, Schönes und Häßliches, Kälte und Hitze, Trockenheit und Nässe, Wüste und Fruchtbarkeit u. s. w., überall mit allen erdenklichen Mittel- und Uebergangsstufen. So aber und nicht anders mußte eine Natur beschaffen sein, aus der Wesen hervorgehen sollten, welche alle, auch die entgegengesetzten Möglichkeiten, zunächst nach der Seite der Bestimmtheit des Willens hin, verwirklichen können und auch in der That verwirklichen. „Ihr seid nicht ausgeartet, meine Kinder," läßt Goethe seinen Prometheus sagen,

„Seid arbeitsam und faul,
Und grausam, mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all' euren Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Tieren und den Göttern."

Doch die Natur ließe man sich ja wohl gefallen, und man giebt vielleicht auch zu, daß ihre Schönheit und Herrlichkeit gerade durch das mit bedingt ist, worin sie ihre Freiheit hat, nämlich durch ihre innere Gesetzmäßigkeit, ihr Sichbewegen nicht auf Kommando des Zweckes, sondern aus ihrer eignen Lebendigkeit heraus, mit einem Wort, ihre — Natürlichkeit; wenn nur das Uebel in dieser Natur- und Weltordnung nicht wäre, oder doch nicht einen gar so großen und breiten Raum einnähme!

Wer nun hieran Anstoß nimmt, den möchten wir vor allem bitten, aus der Welt- und Menschengeschichte alles Leiden und Elend hinweg zu denken, das durch die Sünde verursacht wird — könnte er auch dann noch in Wahrheit von einem Uebermaß des Uebels sprechen? Ist seine Meinung aber die, daß Gott alles Böse verhindern oder auch sofort augenfällig bestrafen sollte (was im Erfolg auf dasselbe hinausliefe): dann wünscht er also wieder, daß die Welt nicht eine Arena der Freiheit, sondern eine göttliche Kinderbewahranstalt wäre.

Die aus der Selbstsucht fließenden Uebel abgerechnet, bleibt freilich immer noch mannichfaches und schweres Leiden übrig, das seine Quelle in unsrer Endlichkeit hat, wozu auch die Beschränktheit unsrer Intelligenz gehört. Aber daß ohne Leiden der Wille irgend eines Ich außer Gott zum vollkommenen und freien Einklang mit dem Willen Gottes kommen könnte, ist gänzlich undenkbar. Der Hinblick auf diese Notwendigkeit des Leidens kann wohl den deistischen Gottesglauben beirren, aber nicht den Glauben des Christen, der da weiß, daß die ewige Liebe selbst in das Leiden eingegangen ist. Die Probe des völligen Gehorsams, des unerschütterlichen Vertrauens, der Echtheit des Herzens und seiner Liebe, wie anders könnte sie gemacht werden als im Schmelzfeuer des Leidens? „Satan antwortete dem Herrn: Meinest du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet?" (Hiob 1, 9 ff.), und Gott stellt wirklich die Probe an.

Unleugbar ist freilich, daß der erziehliche Zweck des Leidens nur in verhältnismäßig wenigen Fällen seinem ganzen Umfange nach erreicht wird; so ist es aber in allem: es gehört dies zum Kapitel der Verhüllung des Zweckes, welche eine der Bedingungen der Freiheit bildet. Uebrigens können wir jetzt und hier noch gar nicht wissen und übersehen, wie sehr Not und Leiden zur Eindämmung der Selbstsucht, des Hinausgreifens des Ich über die legitimen Schranken, dieser Ur- und Grundsünde unsres Geschlechts, doch auch bei der großen Menge der Menschen, ja in irgend einem Maße bei allen wirksam sind.

Aber freilich, dabei bleibt es, auch das Uebel und das Leiden läßt sich keineswegs durchgängig aus einem, für jedes Individuum und jeden einzelnen Fall berechneten Zweck erklären; und zwar nicht etwa bloß unsrer Kurzsichtigkeit wegen, wie man gewöhnlich meint, und wie bekannte fromme Parabeln hübsch veranschaulichen, sondern weil in einer Weltordnung, welche Basis der Freiheit sein soll, solche Detailberechnung unmöglich ist und überdies der Freiheit selber Eintrag thun würde. Träte uns Menschen überall in der Welt der Zweck, also der Personwille Gottes, vor Augen, würde immer handgreiflich „das Gute belohnt" und „das Böse bestraft" u. s. w., so würden wir aus der Unfreiheit des Gemüts Gott, unserm Herrn, gegenüber, niemals herauskommen; es hieße auch hier: Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Das hindert natürlich nicht, daß jeder wirklich fromme Mensch sich alle Leiden seines Lebens, sei es zur Züchtigung, sei es zur Läuterung, oder zur Uebung und Förderung dienen läßt. Aber es giebt auch Menschen genug, welche unter der Last des ihnen auferlegten Leidens physisch oder moralisch erliegen. Und ganz unglaublich häufig ist es, daß Leute (auch Frauen) durch die Reflexion über das viele Leiden in der Welt und überhaupt durch den Widerspruch, in welchem die Weltthatsachen mit den überlieferten Vorstellungen von der göttlichen Weltregierung stehen, im Labyrinth der Zweifel festgebannt und selbst in völligen Unglauben verstrickt werden. Ja selbst ein Mann von so frommem Gemüt, wie der Verfasser des „Evangeliums der armen Seele," wußte seinen Gottesglauben nicht anders zu retten als durch die Annahme, Gott sei mit Nichten allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden, sondern nur ein gegenüber dem Weltlauf ganz macht- und einflußloser Genius der Liebe. Das war verkehrt und stimmt auch nicht mit der Erfahrung; aber wahr ist und ergiebt sich als eine unvermeidliche Konsequenz aus allem Gesagten von selbst, daß Gottes Macht und Regierung über die Welt eine — durch die im Interesse der Freiheit von ihm selbst gegebene Verfassung derselben — beschränkte ist. Sehr oft ist es z. B. nicht Gott im Himmel, sondern der Gott der Erde, das Geld, der „ungerechte Mammon," der die Welt regiert — auf Welt reimt sich Geld: die deutsche Sprache ist ja bekanntlich sehr spekulativ — und auch für die Sachen Gottes findet sich das nötige Geld nur dann und insoweit als sich Menschen finden, welche es hergeben; Gott kann keine Goldstücke vom Himmel regnen lassen. Wie oft aber zieht der Mangel an diesen äußern Gütern auch die Entbehrung

geistiger, innerer, sittlicher Güter nach sich — man denke nur z. B. an die Wohnungs- und sonstigen Verhältnisse unsers großstädtischen Proletariats! Die Bedingtheit innerer Güter durch äußere ist aber offenbar etwas, das nicht sein sollte. Daß in dieser und in vieler anderer Hinsicht unsre Welt eine „verkehrte Welt" ist, gehört auch mit zur Freiheit; denn „wäre die wahre Rangordnung der Güter, wäre der Vorrang der höchsten Güter vor allen Gütern dieser Welt, von außen, d. h. für das verständige Erkennen zweifellos gegeben, so würden wir niemals zu einer auf unsrer eignen freien Wertschätzung beruhenden Liebe des wahrhaft Guten und damit niemals zur vollen Freiheit der Kinder Gottes, niemals zur höchsten Seligkeit kommen können." (Aus einem ungedruckten Manuskript.)

Nun könnte jemand sagen: Gut, aber wenn das alles so ist, so würde ja darin, daß die Freiheit so viele und schwere Opfer kostet, und daß die Erziehung des Menschengeschlechts zur Güte des Willens nicht billiger zu haben ist, immerhin eine, mit der Idee Gottes schwer zu vereinbarende Unvollkommenheit liegen. Hierauf würden wir erwidern, daß eine „vollkommene" Welt für uns, so wie wir sind, so unpassend als möglich, ja der vollkommene Ruin wäre, und daß im übrigen alle Unvollkommenheiten dieses irdischen Lebens für die höchsten und letzten Ziele des Welt- und Einzellebens, für die Endzwecke Gottes ohne allen Belang sind.

Wir müssen zum Schluß eilen, so viel auch noch zu sagen übrig wäre. Daß auch die Unvollkommenheit unsrer Erkenntnis, vor allem unsrer Erkenntnis Gottes selbst, unser Angewiesensein auf den Glauben, die Vieldeutigkeit und Mißverständlichkeit der Offenbarungsurkunden, die lange und mühselige Arbeit, die es kostet, bis die Wahrheit des Evangeliums in ihrem vollen und ungetrübten Wesen erkannt und diese Erkenntnis allen Menschen zugänglich gemacht wird u. s. w., daß alles dies gleichfalls zu den Notwendigkeiten d. h. den Bedingungen und Konsequenzen der Freiheit gehört, haben wir an einem andern Orte (in der 1881 in zweiter Auflage erschienenen Schrift: „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit") näher ausgeführt. Genug; es lautet zwar bedenklich gewagt, aber es ist unsre wohlerwogene und, wie wir glauben, wohlbegründete Ueberzeugung, daß schlechthin alles, was man mit einigem Recht als „Rätsel" der Welt und Weltordnung vom Standpunkt des Gottesglaubens namhaft machen kann, sich für diesen Glauben befriedigend erklärt aus jenen Bedingungen und Konsequenzen der Freiheit, die ihrerseits wiederum eine Konsequenz der Liebe Gottes ist. Allerdings wird, wenn diese Erklärung nicht eine wirkliche Lücke haben soll, dabei über den Bereich der menschlichen Freiheit hinausgegangen werden müssen; wesentlich ist unsrer Ansicht nach zwar nicht für den christlichen Heilsglauben, aber für die christliche Weltanschauung die Thatsache, daß die Opposition gegen den Willen Gottes, daß das Böse einen außer- und übermenschlichen Führer hat, den „Fürsten dieser Welt," dessen Einfluß und relatives Recht sich überall dahin erstreckt, wo solche Opposition vorhanden ist. Doch dieser Punkt läßt sich nicht wohl so obenhin und abgerissen, sondern nur im Zusammenhang eines spekulativen Systems der Freiheit behandeln.*) L N

Römische Heidenmission

Uebersicht: 1. Allgemeines; 2. Missionspraxis; 3. Verhalten zur evangelischen Mission

1. Allgemeines

Rom macht bei uns wieder einmal mehr von sich reden, auch auf dem Gebiete der Heidenmission. Noch in ziemlich frischer Erinnerung ist jene Reichstagsdebatte über die Mission in Kamerun, welche durch die Klagen katholischer Blätter hervorgerufen wurde, weil die deutsche Regierung zwei französischen Missionspriestern die Niederlassung in dem deutschen Schutzgebiete nicht gestatten wollte. Mit fieberhafter Eile wurde seitdem von römischer Seite die Ausbildung von Missionaren in deutschen Anstalten betrieben; man hat es ja von je in der römischen Kirche vortrefflich verstanden, sich den Verhältnissen anzupassen. Und so war denn das Haupthindernis für römische Mission in deutschen Kolonien bald beseitigt. In Reichenbach bei Regensburg und St. Ottilien bei Türkenfeld wurden schleunigst gegen dreißig Personen für den Missionsdienst vorbereitet, und die neuesten Vorgänge in den deutschen Missionsbestrebungen zeigen, daß auch eine Nachfrage nach diesem römischen Angebot von Missionskräften vorhanden ist. Dr. Peters hat bekanntlich vor kurzem auf seiner Reise nach Ostafrika München und Rom berührt und dort den Beginn einer römischen Mission neben der evangelischen auf deutsch-ostafrikanischem Gebiete vereinbart; ob mit oder ohne Zustimmung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, entzieht sich zur Zeit noch der allgemeinen Kenntnis. Das Organ der Gesellschaft, die kolonial-politische Korrespondenz schweigt sich über diesen Schritt ihres Vorsitzenden beständig aus.

Bei unbefangener Beobachtung sollte sich ja jeder deutsche Christ freuen, wenn den Heiden in unsern Kolonien die Segnungen des christlichen Glaubens von möglichst vielen Seiten angeboten werden, und auch ein heiliger Wetteifer zwischen verschiednen Konfessionen könnte unter Umständen gute Früchte für die Christianisirung jener Länderstrecken bringen. Leider aber lehrt uns die Erfahrung, daß wir es nicht so harmlos ansehen dürfen, wenn römische Sendlinge sich auf einem Arbeitsgebiete der evangelischen Mission einstellen. Ja der Gewinn, welchen der von römischer Seite aufgetragene christliche Firniß einem heidnischen Lande bringt, erscheint uns überhaupt in einem zweifelhaften Lichte. Es ist uns zwar nicht unbekannt, daß die Urteile der jetzt immer noch viel zu hoch geschätzten Globe Trotters, welche im Fluge einen Erdteil durchziehen und hernach mit viel Selbstbewußtsein, aber wenig Sachkenntnis ihre Urteile abgeben, zuweilen der römischen Mission sogar günstiger sind als der evangelischen. Aber wer nur einigermaßen in geistlichen Dingen zu urteilen versteht, weiß auch, daß eben Scheinerfolge blenden und daß die Wirkung der bei den Wurzeln christlicher Erkenntnis anfangenden evangelischen Mission nicht nach den Anfängen von einigen Jahren schon ins Auge fallen kann, zumal wenn dies Auge den „frommen" oder „puritanisch-strengen" Missionaren von vornherein mißgünstig ist.

Mit der Art und Weise unsrer Mission und ihren großartigen, erst in allerneuester Zeit von den meisten gewürdigten Erfolgen werden unsre Leser im großen und ganzen vermutlich bekannt sein. Dagegen ist in den Tagesblättern und auch in den meisten kirchlichen Zeitschriften selten etwas über den römischen Missionsbetrieb zu lesen. Umsomehr scheint uns bei dem augenblicklich verstärkten Interesse ein Hinweis darauf am Platze zu sein.

Die römische Mission hat gegenüber der evangelischen, welche von etwa neunzig verschiednen Gesellschaften getrieben wird, den großen Vorzug einer einheitlichen Organisation. In der 1622 gestifteten Congregatio de propaganda fide laufen alle Fäden zusammen. Dieselbe besteht aus einem Kollegium von achtzehn Kardinälen, zwei Prälaten, einem Ordensgeistlichen und einem Sekretär, welches sich wöchentlich einmal in dem ihm zugehörigen Palaste unter dem Vorsitz des Papstes versammelt. Ein reiches Vermögen steht neben den jährlich zu sammelnden Missionsgaben der Propaganda zur Verfügung. Sämtliche Länder der Heidenwelt, wie auch alle, in welchen Häretiker oder Schismatiker wohnen, werden als Provinzen derselben betrachtet. Von hier gehen alle römischen Sendboten aus; unter der Botmäßigkeit der Propaganda stehen die aus den Heiden gewonnenen Gemeinden. Bei ihrer Erweiterung entstehen Präfekturen, apostolische Vikariate und endlich Bischofsitze, welche erst nach der völligen Christianisirung des Landes das Band mit der Propaganda lösen. Diese Einrichtung ermöglicht jenes planmäßige Vorgehen römischer Missionare, welches wir in der evangelischen

*) Im Begriff, diesen Aufsatz abzuschicken, kommt uns ein soeben erschienenes Buch: „Die göttliche Vorsehung und das Selbstleben der Welt" von Dr. W. Schmidt, Pfarrer in Cürtow, (Berlin, bei Wiegandt und Grieben) zu Gesicht, worin u. a. gleichfalls auf die Kreibigsche Broschüre, teils im zustimmenden, teils im abweichenden Sinne Bezug genommen wird, und welche — so viel glauben wir schon aus einem flüchtigen Einblick schließen zu dürfen — jedenfalls einen beachtenswerten Beitrag zu der Diskussion über die ganze Frage bietet. Vielleicht findet sich Gelegenheit, dasselbe in diesem Blatte näher ins Auge zu fassen. D V

Mission der Natur der Sache nach vielfach vergebens suchen. Man muß sich indes hüten, in dieser Organisation mehr zu sehen, als bei gründlicher Kenntnisnahme wirklich darin zu finden ist. Zur Weltherrschaft ist trotz alledem noch weit und nur ein Lächeln kann es unsrerseits erregen, wenn wir den Weltvertheilungsplan betrachten, den ein voreiliger Jesuit entworfen hat. Vor uns liegt ein katholischer Missionsatlas von O. Werner, S. I., welche alle heidnischen Länder der Erde in römische Missionsprovinzen geteilt hat. Sogar die noch unerforschten Gebiete von Innerafrika müssen sich den Namen einer „apostolischen Präfektur Ober-Kongo" und dergleichen gefallen lassen. Der Anblick dieser bunt kolorirten Karten, welcher kein Stückchen eines heidnischen Landes außerhalb des Schattens der katholischen Kirche fallen läßt, mag ja dem römischen Hochmut wohlthun, in Wahrheit aber ist dieser Weltbesitz nur ein Gebilde jesuitischer Einbildungskraft, und die Zukunft mag zeigen, ob alle die jetzt noch heidnischen Völker sich einmal unter den römischen Krummstab beugen werden.

An Rührigkeit und Eifer lassen es seine Träger allerdings nicht fehlen. Besonders seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, als der Missionsgeist in der evangelischen Kirche erwacht war und bald überraschend schnell um sich griff, hat die Propaganda ihre Arbeit, welche fast eingeschlafen war, mit verstärkten Kräften wieder aufgenommen. An Missionaren kann es der römischen Kirche ja nicht leicht mangeln. Die Jesuiten sind ihrem Wesen und ihrer ganzen Bestimmung nach so zu sagen berufsmäßige Missionsarbeiter. In der That wird auch die Arbeit der Propaganda hauptsächlich von ihnen getragen. Dazu kommen noch die andern Mönchs- und Nonnenorden, deren Namen in der Missionsgeschichte schon seit fast einem Jahrtausend bekannt sind. Ebenso wenig wie an Missionsarbeitern fehlt es in Rom an Geld. Es ist zwar ein großer Unterschied in den Missionsbeiträgen der katholischen und der evangelischen Kirche, nicht bloß hinsichtlich der Art, wie sie zusammengebracht werden, sondern auch in der Größe. Die evangelische Christenheit ist viel freigebiger, wenn es sich um freiwillige Gaben für die Ausbreitung ihres Glaubens handelt, als die römische Kirche. So betrugen z. B. die Missionsgaben des katholischen Deutschland im Jahre 1885 nur etwa 547000 Mark, während die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften in demselben Jahre mehr als 2½ Million Mark vereinnahmten. Aber Rom ist auch durchaus nicht allein auf solche freiwillige Gaben angewiesen. Außer dem schon erwähnten enormen Vermögen der Propaganda steuern ohne Zweifel die reichen Ordensgesellschaften, welche an der Missionsarbeit beteiligt sind, namhafte Summen bei; aus Frankreich und Spanien aber sollen sogar bedeutende Staatsunterstützungen kommen, was uns bei dem eigentümlichen Verhältnis der römischen Mission zu jenen Staatsgewalten nicht unglaubwürdig erscheint.

---

2. Missionspraxis

Also eine gute Organisation, genügende Arbeitskräfte und reichliche Geldmittel hat die römische Mission. Was könnte damit für Segen gestiftet werden, wenn dieser ganze Apparat besser arbeitete, wenn die Mission im Geiste und nach den Anordnungen dessen getrieben würde, der sie befohlen hat. Das Wort Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" muß auch in der Mission überall durchklingen, wenn damit die Kirche Christi gebaut werden soll. Die römischen Sendboten aber handeln nach diesem Worte nicht, was ja nicht verwunderlich ist, da der, welcher sie von Rom aussendet, es ebenfalls nicht befolgt. Wenn unsern Lesern darum zu thun ist, sich einmal mit der Art der römischen Missionspraxis bekannt zu machen und zugleich beobachten zu können, wie der Kampf der römischen Kirche gegen den Protestantismus in der Heidenmission eine verschärfte Fortsetzung findet, so empfehlen wir ihnen die Lektüre des mit staunenswerter Sachkenntnis geschriebenen Buches von D. Warneck: Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission. (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1885; 6,60 M.) Dasselbe ist nur als eine notgedrungene Erklärung auf zahllose gehässige Angriffe von römischer Seite entstanden, läßt uns aber einen überaus lehrreichen Einblick in das Wesen der römischen Mission gewinnen. Die nachfolgenden Beweise, welche zum größten Theile dem Warneckschen Buche entnommen sind, werden das mehr als zur Genüge bestätigen.

Die Akkommodationspraxis der römischen Kirche ist bekannt; sie dürfte aber kaum je zu haarsträubenderen Dingen geführt haben, als in der von Rom aus glorifizirten Missionsthätigkeit Robert de Nobilis in Indien. Unter seinem Einfluß wurde nicht nur das dem christlichen Geiste vollständig widersprechende indische Kastenwesen in den katholischen Missionsgemeinden geduldet: Nobili akklimatisirte sich sogar für seine Person vollständig seiner indischen Umgebung. Um die auf ihre Kaste stolzen Brahmanen zu gewinnen, lebte er ganz und gar wie ein Brahmane; er hob den Verkehr mit seinem Kollegen Fernandez auf, bezog ein eignes Haus, in welchem er sich geheimnisvoll abgeschlossen hielt und mit feierlichem Zeremoniell umgab. Ja, er verleugnete sogar, die Unwissenheit seiner Umgebung benutzend, seine europäische Abstammung, nannte sich einen Brahmanen, trug die Brahmanenschnur und bezeichnete seine Stirn mit dem Brahmanenzeichen. Für die sich bekehrenden Brahmanen baute er eine besondere Brahmanenkirche, sodaß sich zwei völlig getrennte römische Gemeinden bildeten. Wo blieb da das christliche Gewissen?

Daß die Nachfolger Nobilis in der indischen Mission, welche heute dort die römische Propaganda treiben, von ihrem berühmten Vorgänger in der Kunst sich zu akkommodiren, nicht allzu weit abweichen, zeigt ein Blick auf dieses Missionsgebiet. Wir sind in der Lage, dafür zwei Beispiele aus dem wegen seiner gewissenhaften Berichterstattung allgemein anerkannten Leipziger Missionsblatte beizubringen. Da schreibt einer unsrer Missionare: „Die römische Kirche ist leider hier noch viel mehr als in Europa auf eine steile, abschüssige Bahn geraten. Ihre Gemeinden sind zahlreich, aber sie sind halbe Heiden. Ihr Gottesdienst streift hart an Götzendienst. Mit unbedeutenden Namenveränderungen rufen sie dieselben Heiligen an, wie die Heiden auch. Ihre Prozessionen und Feste gleichen den heidnischen auf ein Haar. Und da die römische Kirche ihren Angehörigen dieselben sinnlichen Reize im Kultus gewährt, wie der Götzendienst den Heiden, so ist in der That oft schwer die Grenze zu finden, wo der Katholizismus aufhört und das Heidentum anfängt." Und von einer andern Station, Tritschinopoli, wird berichtet: „Die römische Kirche ist in Form einer Pagode erbaut und außen mit den orthodoxen Farben der Hindus rot und weiß angemalt. Vor derselben steht ein großer Götzenwagen, der den heidnischen aufs Haar gleicht, der wie jene zur Schautragung der Heiligenbilder dient und mit großen Seilen umhergezogen wird. Von Schule und Jugendunterricht ist keine Rede. Heiligenanbetung, Herplappern der „Mantrams" (Glaube, Vater unser und Ave Maria) und einige Zeremonien, die mit abergläubischer Aengstlichkeit beobachtet werden, machen die ganze Religion dieser Leute aus."

Daß durch solch totes Formenwesen, welches mehr Heidnisches als Christliches enthält, das Heidentum mit seinen Greueln ausgerottet und ein lebendiges Christentum gepflanzt werde, wird Niemand erwarten. Eine Umwandlung in dem Einzelnen, eine Bekehrung, findet ja gar nicht statt und wird auch nicht verlangt. Sehr bezeichnend ist dafür die Taufpraxis in der römischen Mission. Während die evangelischen Missionare oft Jahre lang warten, ehe sie dem Wunsche eines ihrer Anhänger, welcher Predigt und Unterricht besucht, nachgeben und die Taufe vornehmen, ist man auf jener Seite damit außerordentlich freigebig. In Mexiko wurden einmal binnen fünfzehn Jahren nicht weniger als sieben Millionen Eingeborne getauft. Es ist geradezu empörend, was bei dieser Gelegenheit über den Mißbrauch des Sakraments berichtet wird. „Es war unmöglich, in Ermangelung einer genügenden Anzahl Missionare die zu Tausenden mit allen von dem römischen Rituale vorgeschriebenen Zeremonien zu versehen. Man versammelte die Neubekehrten auf einem großen Platze und teilte sie in drei Klassen. Die erste bestand aus Kindern, die zweite aus Weibern und die dritte aus Männern. Indem man bei den Kindern den Anfang machte, taufte man deren drei bis vier mit allen bei diesem Sakrament gebräuch-

lichen Zeremonien; den andern gab man nur das Wasser, welches wesentlich zur Taufe gehört. So verfuhr man auch mit den Weibern und Männern, und allen Personen beiderlei Geschlechts, die sich an dem gleichen Tage einfanden, wurde derselbe Name beigelegt. Obwohl man auf solche Weise diese Handlung abkürzte, so nahm sie doch öfters den ganzen Tag hinweg, und die, welche dieselbe verrichteten, wurden so müde, daß sie genötigt waren, sich bald des rechten, bald des linken Armes zu bedienen, bis sie vor Schwäche die Hände nicht mehr emporheben konnten." Darnach erscheint allerdings die Heidenbekehrung auch in den römischen Missionen als eine schwere Arbeit, aber freilich in anderm Sinne, als bei der evangelischen Bekehrungsmethode. Was übrigens von solchen Massentaufen und den nachhaltigen Erfolgen derselben zu denken ist, brauchen wir wohl nicht erst ziffermäßig zu belegen. Die großen Zahlen, mit welchen die römische Mission so gerne prunkt, erscheinen dadurch in einem bedenklichen Lichte.

Und fast noch mehr, wenn man hört, eine wie große Rolle die Kindertaufe dabei spielt. Dieselbe ist in den evangelischen Missionen wegen des vorher geforderten Taufunterrichts verhältnismäßig selten, obwohl natürlich die Kinder der bekehrten Heiden auch hier unbeanstandet getauft werden. In der römischen Mission aber überwiegen weitaus die Kindertaufen, was sich zum teil aus der verkehrten Auffassung der römischen Kirche von der Taufe erklärt. Besonders sterbende Kinder zu taufen, ist eine förmliche Manie auf einzelnen römischen Missionsgebieten. Die Priester bestellen dazu viele Männer und Frauen aus den gesammelten Gemeinden, welche den Beruf haben, sich unter dem Vorwand ärztlicher Hilfe in den Häusern, wo Kinder krank liegen, einzustellen und dieselben unvermerkt zu taufen, ohne daß die Eltern es ahnen. Es wird diesen Gehilfen von ihren Priestern zuweilen das Lob gespendet, daß sie einen glühenden Eifer bei solcher „Engelmacherei" entwickeln. „Zumal das Werk viel Klugheit erfordert," wie einer derselben bemerkt, „besonders an Orten, wo eine protestantische Mission sich befindet." Da greift man denn zur frommen List, wie denn ein römischer Missionar ganz harmlos schreibt, „daß er sich zwei ganz gleiche Fläschchen halte, das eine mit wohlriechendem, das andre mit Taufwasser angefüllt. Erst gieße er von dem ersten Fläschchen den Kindern, zu denen er (jedenfalls als Arzt) gerufen werde, ein paar Tropfen auf die Stirne und heiße die Mutter dieselben einreiben, dann vertausche er heimlich die Fläschchen und gieße dem Kinde Taufwasser auf die Stirn, wodurch es wiedergeboren werde, ohne daß es jemand merke." In den Jahren 1876—81 sind auf diese Weise in Süd- und Ostasien fast $1^1/_2$ Million Kinder getauft worden. Man lernt damit die Thatsache verstehen, daß die in den römischen Missionen für Heidentaufen angegebenen Zahlen oft erstaunlich hoch sind, dagegen die Zahl der lebenden Christen auf demselben Missionsgebiete in gar keinem Verhältnis dazu steht. Man hat eben alle auf diese unwürdige Weise getauften Heidenkinder, welche gestorben oder auch hernach vergessen worden sind, mit eingerechnet.

Daß eins der stärksten Zugmittel in der römischen Mission die Anwendung von allerlei Pomp bei Prozessionen und im Gottesdienst ist, dürfte allbekannt sein. Man braucht nur die Wirkung des blendenden römischen Ritus auf die ungebildeten Volksmassen in katholischen Ländern zu beobachten, um zu verstehen, daß dasselbe Mittel bei den unzivilisirten Negern noch viel sinnberückender wirkt. Römische Missionare machen auch gar kein Geheimnis daraus, daß sie ein gut Teil ihres Erfolges der Pompentfaltung verdanken. So schreibt der eine aus Westindien, er wäre überzeugt, daß sich recht viele bekehren würden, wenn er nur in der Lage wäre, etwas mehr für den Schmuck der Kirche zu thun; ein andrer berichtet aus Neuseeland, die Protestanten wären den Römischen der Zahl nach überlegen, es sei also durchaus notwendig, daß die Pracht des römischen Gottesdienstes Achtung einflöße. Aber dieses Mittel ist noch harmlos im Vergleich zu andern. Was soll man dazu sagen, wenn man in der Missionsgeschichte von Kalkar, welcher der römischen Mission durchaus nicht unsympathisch gegenübersteht, doch das Zugeständnis liest, daß in Südamerika den Eingebornen bei regelmäßigem Besuch der römischen Kapelle jedesmal ein Quantum Branntwein verabreicht wurde; oder wenn die Jesuiten, um heilige Bilder unter das Volk zu bringen, Kartenspiele einführten, auf welchen die Sakramente, die kirchlichen Gebote, die Todsünden u. s. w. bildlich dargestellt waren, und darüber berichteten: „So lernen unsre Wilden im Spiel selig werden!"?

Doch genug davon, wie Rom „den reinen Glauben unter den Heiden pflanzt." Es fehlen uns die rechten Worte, um diesen Mißbrauch des christlichen Namens zu kennzeichnen, ohne die Liebe zu verletzen. P

Englische Liebeswerke

London hat wieder seine Maimeetings gehabt. Da legen die großen Gesellschaften, in welchen die Ideen des praktischen Christentums ihre Verkörperung gefunden, vor enthusiasmirten Versammlungen, zumeist in Exeter Hall, Rechnung von ihrem Haushalten ab. Um dem großen Interesse, dessen diese großen Wohlthätigkeitsanstalten sich in christlichen Kreisen erfreuen, in etwas entgegenzukommen, pflegen die Kommittees schon Ende April der Presse Mitteilungen über die Hauptpunkte des Jahresberichts, über neue Unternehmungen, Erweiterungen des Arbeitsgebietes u. dergl. zugehen zu lassen. Nur ihre Budgetzahlen halten sie zurück: gerade so wie es die Gepflogenheit der Regierung am Vorabend der Parlamentseröffnung ist, die peinlich über die Geheimhaltung der Staatseinkünfte und -Ausgaben wacht, aber den Morgenblättern die charakteristischen Stellen der Thronrede zugehen läßt. Die Zahlen werden für das allgemeine Meeting zurückbehalten. Sie haben, sobald sie irgendwie günstig sind, eine sehr wesentliche Aufgabe: auf die Gebelust der Missionsfreunde während des Meetings zu wirken.

In diesem Jahre indessen ist die British Weekly imstande gewesen, die wichtigsten Zahlen schon im voraus mitzuteilen. Wir erkennen aus ihnen, welche Opferfreudigkeit in vielen und weiten Kreisen des englischen Volkes herrscht. Denn es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß die Gesellschaften ihren Rückhalt an „reichen" Engländern hätten. Die Aristokratie spielt in den Sammellisten eher eine klägliche als glänzende Rolle. Aber wie bei uns, so hat auch in England die innere und äußere Mission in den Kreisen des Mittelstandes und der ärmern Leute ihre Pflege gefunden. Man ist opferfreudig, weil die Masse der Engländer angesichts des reichen irdischen Segens, den Gott dem weltbeherrschenden Inselreiche geschenkt hat, es noch nicht verlernt hat, die Unterstützung der Mission nicht nur als eine christliche, sondern auch als eine nationale Pflicht anzusehen. — Was für hervorragende, für unsre deutschen Verhältnisse freilich unerreichbare Leistungen zu verzeichnen sind, ergiebt sich aus der Zusammenstellung.

Die Königin unter den Gesellschaften, von der allgemeinen Gunst der Briten seit fast einem Jahrhundert getragen, ist die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft. In den letzten Jahren hat sie sich an eine Einnahme von erheblich mehr als fünf Millionen Mark gewöhnt. In diesem Jahre wird sie etwa 10000 Pfund (200000 Mark) über diesen Durchschnittsbetrag (1884: 253705 Pfund) zu verzeichnen haben. Die regelmäßigen Beiträge und Schenkungen sind wesentlich gewachsen, die Legate und namentlich die Einnahmen aus den Verkäufen (diese um die große Summe von 16000 Pfund) sind aber zurückgegangen.

Ihr am nächsten steht die große Kirchliche Missionsgesellschaft mit 231541 Pfund Einnahmen im Jahre 1884, 232219 Pfund im Jahre 1885. In diesem Jahre feiert sie ihren größten Triumph. Die vielerlei Veranstaltungen, die sie im vorigen Jahre getroffen, um in England neue Missionsfreunde zu werben und das Vertrauen der alten zu stärken, haben gute Früchte getragen. Sie verzeichnet das größte Einkommen, das sie jemals aufzuweisen gehabt hat, rund 4800000 Mark, etwa 5- bis 6000 Pfund mehr als im vorigen Jahre. Noch günstiger gestalten sich ihre Aussichten, soweit es sich um die Personenfrage handelt. Der neue Aufschwung, den der Missionssinn in England infolge der von der Gesellschaft veranstalteten Gottesdienste genommen, hat ihr eine ganze Anzahl freiwillige Helfer, und zwar aus den vornehmsten

und reichsten Ständen: eine sehr große Anzahl Studenten aus Oxford und Cambridge zugeführt, sodaß sie mit frischem Vertrauen das Werk in fernen Ländern aufnehmen kann. Sie hat die Gründung einer selbständigen Nationalkirche in Indien in Aussicht genommen.

Die Religiöse Traktatgesellschaft geht mit einem Minus von 10000 Pfund (Verkaufskonto) und 2000 Pfund (an Legaten) ins neue Jahr. Die regelmäßigen Jahresbeiträge haben sich auf der alten Höhe gehalten (im Jahre 1884: 212032, im Jahre 1885: 212731 Pfd. Sterl). Der Geschäftsumfang ist derselbe geblieben. In der nächsten Zeit giebt die Gesellschaft Bunyans bekannte „Pilgerfahrt zum Himmel“ in japanischer Sprache und mit Randzeichnungen eines japanischen Künstlers versehen heraus.

Auch der Londoner Missionsgesellschaft hat sich die Wohlthätigkeit in Form des Legates minder günstig als in den Vorjahren gezeigt. Aber ein Jubiläumsgeber hat ihr eine Tausendpfundnote zugewandt, und auch die Jahresbeiträge halten sich auf der alten Höhe (1884: 101103 Pfund; 1885: 124078 Pfund). Die Gesellschaft sendet dieses Jahr einen jungen Muhamedaner, Fahmi, der, von amerikanischen Presbyterianern in Aegypten bekehrt, in England erzogen und auf der Universität Edinburgh fürs geistliche Amt vorgebildet wurde, als Missionar unter seine muhamedanischen Volksgenossen. Auch Livingstone und Moffat gingen von ihr aus. — Die Presbyterianische Mission in China weist 1886 als ihr günstigstes Jahr auf. Wahrscheinlich infolge der wohlwollenden Haltung, welche seit kurzem die chinesische Regierung den protestantischen Missionen gegenüber einnimmt, haben die Eingänge sich wesentlich gehoben und sind auf 16000 Pfund gestiegen. Die alte Zenana Mission (unter den Frauen Indiens) weist auf allen Gebieten einen Fortschritt auf (1400 Pfund mehr als 1885); die neue Church of England Zenana Mission überschreitet mit 23000 Pfund die Einnahmen des Vorjahres um 2000 Pfund. Von den andern Gesellschaften hat die Moravian Mission 18000 Pfund (einschl. eine Jubiläums-Tausendpfundnote) eingenommen, die Südamerikanische Mission 11500 Pfund (1884: 13288; 1885: 12010), die Wesleyanische Mission 132000 Pfund (1884: 146308; 1885: 138165) eingenommen.

In Summa: binnen zweier Jahre bringen zehn englische Wohlthätigkeitsgesellschaften für Zwecke des Reiches Gottes rund 41607000 Mark auf; im Jahre 1885 durften sie sich der achtungswerten Leistung von rund 20800000 Mark (1039970 Pfund Sterling), im Jahre 1886 von rund 20808000 Mark (1040355 Pfd. Sterl.) rühmen.

Endlich sei noch auf den bemerkenswerten Rückgang in den Einnahmen der Wesleyanischen Missionsgesellschaft hingewiesen, die 1884 als Einnahme 146300 Pfund, 1885 rund 138160 Pfund und im vergangenen Jahre nur 132000 Pfund zu verzeichnen hat, also innerhalb zweier Jahre nm 14000 Pfund Sterling zurückgegangen ist. B

Die evangelischen Schulen in Oesterreich

Die in Nr. 12 d. Bl. anmerkungsweise gebrachte Mitteilung, daß im Ministerium für Kultus und Unterricht eine Novelle zum Reichsvolksschulgesetze zu Gunsten der evangelischen Konfessionsschule ausgearbeitet werde, welche noch in dieser Session dem Reichsrate vorgelegt werden solle, mahnten wir sofort mit Vorsicht aufzunehmen, weil wir einen solchen Widerspruch — einerseits entschieden motivirte Ablehnung der Majestätsgesuche, andererseits vollständige, weitestgehende Beseitigung der bedrückenden Uebelstände — aus Einem Munde in derselben Stunde unmöglich annehmen konnten. Wir hatten Recht mit dieser Mahnung; denn gar bald hatte sich diese Mitteilung als eine erfundene Sensationsnachricht entpuppt, deren Absicht wir nicht zu begreifen vermögen. Wir fügten auch hinzu, daß wir eine solche Novelle für ein Danaergeschenk halten müßten. Denn sie könnte nur zu stande kommen auf Grund der im Reichsvolksschulgesetz gegebenen Bestimmungen, da doch gewiß die Rechte der Lehrer an den öffentlichen Schulen dadurch nicht geschmälert werden dürften. Da der Staat, beziehungsweise das Land die bestehenden evangelischen Schulen wohl in den seltensten Fällen übernehmen würde noch könnte (es bestehen ja neben diesen konfessionellen Schulen fast allerorts genügend öffentliche Schulen, welche bereit sind, die evangelischen Kinder aufzunehmen)*), so bliebe die Erhaltung der Schulen wieder den Gemeinden selbst überlassen. Bei der durch diese Novelle in Aussicht gestellten Gleichstellung der Lehrer mit den Lehrern an den Staats- und Kommunalschulen müßten nicht nur die Gehalte, sondern auch die Quinquennalzulagen und Pensionsbezüge so gestellt werden, wie die allgemein gesetzlichen Bestimmungen dies fordern. Der erst in diesem Monate von dem Oberkirchenrate herausgegebene Schematismus der evangelischen Kirche in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern zeigt zu deutlich, daß die evangelischen Lehrer in den wenigsten Fällen jene Gehaltsbezüge haben, wie ihre Kollegen an den öffentlichen Schulen gleichen Ortes, abgesehen von den Quinquennalzulagen, Altersversorgungen und Pensionen für die Witwen und Waisen, welche in den allerwenigsten Gemeinden vorgesehen sind. Wird nun ein Ausgleich der materiellen Belastung durch Rückvergütung der Steuerlast an die öffentliche Schule, wie dieselbe etwa durch eine solche Novelle geschaffen werden soll, angenommen, so wird diese Entlastung keineswegs die neue materielle Belastung decken. Im Gegenteile, die Gemeinden werden vor der Frage stehen, ihre Schulen fortzuerhalten, ohne das Oeffentlichkeitsrecht für dieselben zu haben, und damit alle schädlichen Konsequenzen einer solchen Schule zu tragen, oder aber, weil sie der erwachsenden Neu- und Mehrbelastung nicht gerecht werden können, ihre Schule aufzulösen. Wir geben uns der bestimmten Hoffnung hin, daß man niemals den Gedanken hegen wird, uns auf solche Weise scheinbar helfen zu wollen, damit aber unsre Schule vollständig lahm zu legen.

Anders möchte die Nachricht klingen, daß von den Klerikalen schon in der nächsten Zeit ein von der Konferenz der Bischöfe approbirtes Schulgesetz im Abgeordnetenhause eingebracht werden wird. Daß die Bischofskonferenz ein konfessionelles Schulgesetz in Beratung gezogen hat, erscheint höchst wahrscheinlich, daß die Klerikalen insbesondre bei den derzeitigen Abstimmungsverhältnissen im Abgeordneten- und Herrenhause die Geneigtheit haben, ein derartiges Gesetz einzubringen, ist ebenso wahrscheinlich — daß aber evangelischerseits an eine solche Gesetzesvorlage Hoffnungen für die evangelischen Gemeinden geknüpft werden, erscheint uns mehr als bedenklich. Zunächst glauben wir trotz der stetigen Bestrebungen des Klerus, die konfessionelle Schule wieder herzustellen, trotz der günstigen Verhältnisse im Parlamente nicht recht daran, daß das Ministerium zur Schaffung eines derartigen Gesetzes sich so leicht hergeben werde, es müßte denn sein, daß für seine Position daraus ganz eminente Vorteile erwachsen würden. Eins aber wird immer aufrecht erhalten bleiben und nicht darangegeben werden, das staatliche Aufsichtsrecht über die Schule, wodurch der konfessionellen katholischen Schule die Hauptforderung benommen wäre: Unterstellung der Schule unter die Aufsicht durch die Geistlichkeit. Sollte aber in der That die konfessionelle Schule auf der einen Seite wiederhergestellt werden, so wäre sie für die Protestanten zwangsweise geschaffen. Nehmen wir eine völlige Entlastung der letztern gegenüber der katholischen Schule an, so müßten sie doch die bestehenden Schulen weiter ausbauen und neue Schulen errichten, wodurch abermals eine noch größere Belastung herbeigeführt würde, als dieselbe jetzt schon besteht.

Denn die Lage ist bereits äußerst schwierig. Die gegenwärtigen Bestrebungen der evangelischen Lehrer sind auf völlige materielle Gleichstellung mit den öffentlichen Lehrern gerichtet. Darauf zielen die in jüngster Zeit entstandenen evangelischen Lehrervereine. Wer möchte es ihnen verdenken! Sie haben zumeist mehr zu leisten, als die letzteren, und sie haben die Möglichkeit, an öffentlichen Schulen angestellt zu werden. Wo wollen aber dann die armen, ja auch die besser situirten evangelischen Gemeinden den Verlangenden Befriedigung schaffen?

*) Man vergleiche nur die bedeutendste evangelische Schule — in Wien —, wo doch gewiß die 1259 diese Schule besuchenden Kinder leicht in die bestehenden öffentlichen Schulen verteilt werden könnten.

Wohl giebt es Lehrer, welche mit einem „Weniger“ sich begnügen. Sie sind an eignen Anstalten im Auslande gebildet, sie genügen den gesetzlichen Forderungen nicht, müssen, weil sie in der bestimmten Zeit die Lehrbefähigungsprüfung abzulegen nicht imstande sind, ihre Stellen verlassen. Sie sind unglückliche Menschen — die Gemeinden in Bezug auf ihre Schulen vernachlässigt. Solche Täuschungen können nicht hinüber helfen über die bestehende Bedrückung. Eine Erleichterung — keine vollständige Abhilfe — sehen wir unmöglich in solchen einseitigen Gesetzen, wohl aber darin, daß die Stadtgemeinden oder Bezirke, beziehungsweise das Land den evangelischen Gemeinden, welche Schulen mit Oeffentlichkeitsrecht erhalten, die von diesen geleistete Steuer für die öffentlichen Schulen rückerstatten. J E

Das heurige Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins
(Hayingen-Algringen)

Für das große Liebeswerk (über dessen Handhabung demnächst in weiterm Zusammenhange berichtet werden wird) sind heuer vonseiten des Zentralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins folgende drei Gemeinden vorgeschlagen worden: Elversberg in der Rheinprovinz, Hayingen-Algringen in Lothringen und Ramsau in Steiermark. Ueber Elversberg ist bereits in Nr. 21, Seite 204, Näheres mitgeteilt. Ueber Ramsau wird die nächste Nummer eingehenden Bericht bringen. Ueber die lothringische Doppelgemeinde schreibt uns Herr Divisionspfarrer Carsted in Diedenhofen, wie folgt:

Hayingen in Lothringen und das zwei Stunden südlicher gelegene Moyeuvre, beide hart an der französischen Grenze, waren von jeher Mittelpunkte des Bergbaus, dessen Spuren sich bis in die Römerzeit zurück verfolgen lassen; schon lange suchten in den dortigen Eisenwerken auch einzelne deutsche Bergleute protestantischen Glaubens Arbeit. Aber ohne jede geistliche Pflege in diesem erzkatholischen Lande, wo die Protestanten von der Bevölkerung durchweg nicht für getaufte Christen gehalten werden — die protestantische Gemeinde in dem vier Meilen von Moyeuvre entfernten Metz rang in frühern Zeiten beständig um die eigne Existenz — fielen diese zerstreuten Glaubensgenossen unrettbar dem Katholizismus und dem Franzosentum anheim, und zwar nicht bloß die Personen, welche Mischehen eingingen, sondern auch rein evangelische Ehen. Noch jetzt sind aus der Zeit vor dem Kriege drei evangelische Ehepaare vorhanden, von denen zwei ihre sämtlichen zahlreichen Kinder Rom übergeben haben. Die des dritten sind zwar dem Glauben der Eltern erhalten worden, haben jedoch, wie die übrigen, die deutsche Muttersprache verlernt.

Nach dem großen Kriege 1870/71 wurde diese Gegend deutsch und die Zahl der deutschen Protestanten nahm schnell zu, sodaß der in Diedenhofen stationirte evangelische Militärpfarrer Horstmann 1877 anfing, an beiden Orten monatlich einmal Gottesdienst zu halten, und zwar in Zimmern der katholischen Gemeindeschulen, die auf Befehl der damals energisch eingreifenden Kreisdirektion in Diedenhofen zur Verfügung gestellt werden mußten. Seit 1880 entwickelte sich, eine Meile nördlich von Hayingen, in Algringen, durch die dort eröffneten Eisenerzgruben ein drittes Zentrum der Diaspora. 1884 wurde daher auch hier ein monatlicher evangelischer Gottesdienst eingerichtet, und zwar in einem Arbeiter-Schlafsaal, weil jetzt der katholische Gemeinderat die Hergabe eines Schullokals hier mit Erfolg verweigern konnte.

Ein weiterer Fortschritt war die Gründung je einer protestantischen Privatschule in Hayingen und Algringen im Frühjahr 1885, während Moyeuvre noch heute darum ringt. Selbstverständlich mußten diese Schulen in gemieteten Lokalen untergebracht werden; für diejenige in Hayingen war nur in einer Schankwirtschaft ein solches zu finden, deren Kegelbahn unmittelbar unter den Fenstern der Schule liegt. Auch der Gottesdienst wurde nun in diese Lokale verlegt; aber wie oft ist es vorgekommen, daß sich plötzlich während desselben eine Kegelgesellschaft einfand, welche den Gottesdienst unterbrach, und erst höflich gebeten werden mußte, noch ein wenig zu warten. Aber diese Schulen waren doch ein bedeutender Fortschritt, nicht bloß für die Jugend, welche bis dahin die katholischen Schulen besuchte, sondern auch für den Gottesdienst. Denn während bis dahin der Militärpfarrer Prediger, Vorsänger und Küster in einer Person war, nahmen ihm jetzt die Lehrer das Küster- und Vorsängeramt ab; ja die Gemeinden stellten alsbald freiwillige Sammlungen an und beschafften sich jede ein Harmonium.

Die neuesten Schritte in der Entwicklung dieser Gemeinden endlich sind die Wahl einer Gemeindevertretung (Diakonat), wodurch die Trennung derselben von der übrigen Diaspora des Kreises Diedenhofen vollzogen wurde, und die Anstellung eines eignen Hilfspfarrers mit dem Amtssitz in Hayingen, welche am 1. Juni dieses Jahres erfolgt ist. Das Rheinland, welches schon manches Werk der Barmherzigkeit an dem armen lothringischen Lazarus vor seiner Thür gethan, hat nun durch die Pastorale Hilfsgesellschaft in der Person des Kandidaten Wendland aus Königswinter auch den Pfarrer gesendet.

Die so entstandene Gemeinde unterscheidet sich sehr wesentlich von andern Diaspora-Gemeinden, die sich hilfesuchend an die Genossen ihres Glaubens wenden. Zwar ist sie gleich den übrigen zahlreich genug, denn sie umfaßt elf- bis zwölfhundert Seelen, und auch arm genug, denn sie besteht aus Gruben- und Hüttenarbeitern, die beständig um ihre materielle Existenz zu kämpfen und keinen einzigen wohlhabenden Mann in ihrer Mitte haben. Ferner steht auch sie in einem heißen Kampfe gegen eine bigott katholische Umgebung und hat alljährlich bedeutende Verluste durch Mischehen und durch Uebertritte. Aber sie kämpft außerdem auch noch einen harten nationalen Kampf gegen das Franzosentum von rund 25000 Lothringern ihres Gebiets. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn man die aus der protestantischen Schule in Hayingen heimkehrenden, deutschen Kinder unter sich ganz munter französisch parliren hört; diejenigen aus den kleinern Ortschaften der Umgebung verstehen von ihrer deutschen Muttersprache in der Regel nur wenige, von den Eltern gehörte Brocken. Denn die Gemeinde ist außer über die genannten drei Zentren, noch über zweiundzwanzig Ortschaften und über ein Gebiet von fünf bis sechs Meilen nach Länge und Breite zerstreut.

Freilich sie hat keine lange Geschichte hinter sich, sie besteht erst seit zehn Jahren, sie weiß auch nichts von Märthyrern und blutigen Verfolgungen aus vergangenen Zeiten zu erzählen. Und doch schreit auch für sie Blut genug zum Himmel: nicht bloß das deutsche Blut, das auf dem unmittelbar an Moyeuvre grenzenden Schlachtfelde von Gravelotte geflossen ist, sondern auch das viele Märtyrerblut des nahen Metzer Landes. Nächst der Pariser Bluthochzeit giebt es wohl in der Geschichte des Protestantismus kaum eine andre, so entsetzliche Blutthat, als den Massenmord der Protestanten in Gorze, auf der südlichen Seite des Schlachtfeldes gelegen, am Osterfeste 1543.

Die Gemeindeglieder in Hayingen haben auch keinen reichen Brotherrn, der in religiöser Beziehung für sie sorgen wollte. Hier und in Moyeuvre regiert der streng katholisch und protestlerisch gesinnte Reichstagsabgeordnete Henri de Wendel, der jede Beihilfe für protestantische Kirchen oder Schulen schroff abgelehnt hat. Sie haben auch keine reiche Mutterkirche; denn die evangelischen Gemeinden Lothringens sind alle arm und meist klein. Die Hilfe muß von den Glaubensgenossen im deutschen Vaterlande kommen.

Die Gemeinde hat ferner nicht zu klagen über baufällige Pfarrhäuser, Betsäle oder Kirchen, welche mit Einsturz drohen; denn alle solche Dinge existiren noch gar nicht. Sie klagt nur, daß sie ihre Gottesdienste in Schulzimmern halten muß, auf deren Bänken neuester Konstruktion mit Klapptischen weder Männer noch Frauen sitzen können, sodaß sie meist auf den Tischen Platz nehmen oder stehen, und in deren engen Räumen beispielsweise am letzten Osterfeste in Hayingen 101, in Algringen 124, in Moyeuvre 84 Personen das heilige Abendmahl empfangen haben — eine Thatsache, welche demjenigen unglaublich erscheint, der die Räume gesehen hat.

Die Gemeinde begehrt endlich keine prächtige Kirche für 80 bis 100000 Mark — solche Prachtbauten können sich in

Lothringen nur die Katholiken erlauben — sie begehrt nur bescheidene Kirchlein für etwa 25 000 Mark; aber sie begehrt deren drei an ihren drei Mittelpunkten und ein Pfarrhaus in Hayingen dazu. Bisher hat sie zu diesem Zweck erst einen Fonds von etwa 14 000 Mark.

Möge ihr Gott der Herr durch die Bruderliebe der Glaubensgenossen bald dazu verhelfen! Dann ständen an der äußersten Westgrenze deutsch-evangelischen Lebens drei wichtige und, will's Gott, feste Bollwerke gegen das mit Rom verbündete Franzosentum!

Was thut die Kirche für die Studenten?

„Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehört haben?" Paulus

Unsers Volkes Zukunft blüht auf seinen Universitäten heran. Hier weitet sich der Blick, hier stählt sich der Arm für Sieg im Kampfe des Lebens. Alle Schätze der Weisheit und des edeln Geschmacks werden hier vor den staunenden Augen begeisterungsfroher Jugend gleich funkelnden Reichtümern aus der Zauberwelt aller Jahrhunderte aufgesammelt und geordnet, und täglich lassen sich hier bewährte Meister von dem köstlichen Erbe vergangener Geschlechter zu neuer That begeistern. Nicht enge Schulen sind es, auf welche wir Deutschen stolz sind, sondern weite Hallen voll Geist und Freiheit, und Gott verhüte, daß man je auf den Ruinen unsrer Universitäten bloße Seminarien baue, Häuser, in denen man Rechtsgelehrter, Gymnasialprofessor oder Pastor wird, gerade wie man sich auf einer Fachschule zum Müller oder Oekonomen zurichten lassen kann!

Wohl verstehen wir es, wenn treue Eltern ihre Söhne mit Wonne und Zittern zugleich zur alma mater ziehen sehen. Wird der frische, offene Bursch mit demselben klaren Kindesauge wiederkehren? Wird er das Ohr für die zarten Klänge der häuslichen Sitte sich offen erhalten? Wird er den seligmachenden Glauben nicht vielleicht bald für einige leere Zweifel verkaufen? Wer ist's, der nach ihm sieht in schwachen Stunden, wer ruft ihm zu, wenn er im Morgennebel des Lebens dem Abgrunde entgegentaumelt, wer zieht ihn aufwärts, wenn er gefallen? Arme bange Mutter, wie wenig kann ich dir zum Troste sagen! Gerade dann, wenn der Sohn deiner Muttergebete eine Bruderhand voll Kraft und Liebe am meisten brauchte, wenn er sich mit fortreißen läßt zu den niedrigen Freuden unreifer Freunde, wenn er die fleißige Feder beiseite legt und seiner eignen Zukunft und deiner Liebe vergißt, dann steht kein Professor als milder, weiser Erzieher zu seiner Rechten, kein Seelsorger mahnt ihn an die Gelübde seiner frommen Kindheit; es mag ihn wohl ein Genosse seines Jugendlebens einmal warnen, aber dem herzensguten jungen Mahner fehlt noch das Mark in der fürsorglichen Stimme.

Leider, leider fehlt auf unsern Universitäten ein Seelsorger, dessen eigenste Aufgabe es wäre, auf Bitten sorgender Eltern oder auf eignes Anfragen des von Versuchungen schon halb umstrickten Studenten dem Irrenden zurecht zu helfen. Wir wissen, wie sehr sich in manchen Zeiten das Studentenherz nach einer offenen geheimen Aussprache mit einem erfahrenen christlich-sittlichen Manne sehnt, wir wissen, wie dankbar ein halb verzweifelnder sein kann, wenn er endlich jemanden findet, dem gegenüber er nicht die Rolle des allezeit lustigen Bruder Studio zu spielen braucht. Und weil wir solches wissen, fordern wir: Suchet doch Männer mit der Gottesgabe zielbewußter Seelenpflege und stellt sie in die Mitte der deutschen Studenten! Für die teuersten Perlen gewinnt man die sichersten Taucher; und für die Seelen der künftigen Führer des Volkes suche man der Menschenfischer begabteste!

Nicht einzelne Männer klagen wir an über den hunderten im Treiben der Universität verlorenen Söhnen, welche hätten gerettet werden können. Fern sei es, den vielbeschäftigten Professoren der praktischen Theologie deshalb eine Schuld beizumessen, weil sie zu ihrer großen Amtsarbeit eine neue Wirksamkeit zu begründen sich scheuten, fern auch, mit den Parochialgeistlichen der Universitätsstädte zu rechten, weil sie der jugendlichen Gäste in ihren Gemeinden zu wenig gedachten. Es fehlt nicht an dem Eifer irgendwelcher schon vorhandener Amtsträger, es fehlt an einer neuen Institution, die umso nötiger ist, je mehr sich in unsern Tagen die sittlichen Gefahren für die Jünglinge in allen großen Städten häufen.

Ebenso groß als der Mangel an Seelsorge ist unter den Studenten der Mangel an geeigneter Verkündigung des göttlichen Wortes. Zwar den Theologen wird der christliche Gedankengehalt auf die verschiedenste Weise nahegebracht; aber wer predigt den Philosophen, den Philologen, den Medizinern und Juristen?*) Sie gehen zum großen Teile dahin, ohne daß die Kirche auch nur ein kurzes Wort der Heilsverkündigung in ihre Seelen riefe. Man bemüht sich in diesen unsern Tagen, allen Gottesdienstlosen, den Droschkenkutschern, Schaffnern und Kellnern eine für sie geeignete Predigt in die Hand zu drücken, aber an den wissensdurstigsten, an den offensten Herzen und Köpfen geht man vorüber, als dürfte man ihnen allein von dem Wasser des Lebens nicht schöpfen.

Wir hören im Geiste, wie man uns entgegnet: Wann hat denn die Kirche ihre Thüren den Studenten verschlossen? Können sie nicht, sobald sie wollen, in hellen Haufen zum Gottesdienste der Gemeinde kommen? Ist es nicht Verachtung der Religion, wenn die Studenten trotzdem sich fernhalten? Nein und abermals nein! Unsre Gemeindegottesdienste können und dürfen eben das nicht bieten, was die akademische Jugend braucht. Zwar das Evangelium an sich ist kein verschiedenes, ob es sich an einen Handarbeiter oder an einen Studenten wendet; aber die Form seiner Verkündigung muß nach den geistigen Bedürfnissen der Hörer sich richten. Wer will es dem an knappe, klare Professorenvorträge gewöhnten, philosophisch geschulten Studenten verargen, wenn er sich in der behaglichen Breite, in der schlichten Lehrhaftigkeit der Volksrede von einer Luft der Langenweile angeweht fühlt, die ihm nicht zusagt? Da steht der Pastor auf der Kanzel und malt seiner gläubigen Schaar das Gespenst des Zweifels in eckigen Konturen vor Augen, um vor dem Mörder der naiven Frömmigkeit möglichst drastisch zu warnen. Das mag für gewisse Bildungsstufen dienlich sein, aber der Student darf und muß eine andre Behandlung fordern; denn für ihn ist der Zweifel die Brücke zur Wahrheit, ein Gnadengeschenk Gottes für den, der ihn recht zu nutzen lernt. Um dies aber lehren zu können, muß der Studentenprediger selbst nicht bloß zum Schein, sondern in der That und Wahrheit sich mit dem Chaos der Zweifel vertraut machen, aus dem dann mit seiner Hilfe das Festland des Glaubens emporzutauchen beginnt, er muß eingehen auf den Geist strenger Kritik, wie er insbesondre den Historikern und Naturforschern unter seinen Hörern zur zweiten bessern Natur geworden ist. Wäre das Wort „apologetisch" nicht durch allerlei unwissenschaftliche Vielschreiberei in Mißkredit gekommen, so würden wir sagen: der Studentenprediger muß Apologet sein und nicht in erster Linie erbaulicher Homilet. Natürlich wird er vom Reiche Gottes nie anders predigen können als vom Reiche der sittlichen Erneuerung. Er muß seinen Finger auf die moralischen Wunden des akademischen Lebens legen, und denen, welche in ihren besseren Stunden nach einer Lebensauffassung voll heiligen Ernstes dürsten, die kräftige Arznei geben, deren sie bedürfen. Wenn er Beispiele braucht für seine Rede, dann nehme er sie nicht aus dem Sorgenleben des armen Mannes, nicht aus den Erlebnissen der Familie und des Erwerbes, denn alles das wird dem akademischen Jüngling innerlich fern bleiben, nein, er greife hinein in die bunte Mannichfaltigkeit derjenigen Welt, worin der Student sich bewegt, um ihn selbst in der eigensten Heimat seiner Gedanken zu treffen.

Wir haben in Deutschland mehr als zwanzig Universitätskirchen. Wollte Gott, es stünde an jeder von ihnen ein Studentenpastor, der bei sich dächte: Ob die Männer und Frauen der Parochialgemeinden mich hören wollen oder nicht, ist völlig gleichgiltig, wenn es mir nur gelingt, für meine Studentengemeinde so zu predigen, daß ich Geister und Gewissen wecke! Fürwahr, es würde dann manche Universitätskirche nicht leerer sein als jetzt.

*) Hier und da halten Professoren der Theologie Vorlesungen „für die Studierenden aller Fakultäten," und mancher hat Gewinn davon gehabt. Aber das ist wie ein Tropfen auf den heißen Stein.

Falls es aber nicht möglich ist, die Universitätskirchen mit einer für Studenten geeigneten Predigt zu erfüllen, so tritt unsers Erachtens an die leitenden Organe der freien kirchlichen Liebesthätigkeit die Aufgabe heran, für akademische Andachtsstunden zu sorgen, damit sich wenigstens in Zukunft die Kirche nicht mehr den Vorwurf machen müsse, ihre hoffnungsreichsten Kinder ohne das lebenschaffende Wort die wichtigsten Entwicklungsjahre durcheilen zu lassen. Jedenfalls würde es am geratensten sein, das Werk der Studentenseelsorge und der Studentenpredigt in Eine Hand zu legen.

Wie soll dieser Mann nun eine feste Basis seiner Arbeit gewinnen? Eine allgemein giltige Methode der Wirksamkeit wird sich von vornherein nicht vorzeichnen lassen, denn ein geistig bedeutender Mann, auf ein gänzlich neues Arbeitsfeld gestellt, wird sich stets seine eigne Methode schaffen; aber doch kann man versuchen, sich ein konkretes Bild dessen vor Augen zu malen, was etwa geschehen könnte.

Ein junger Theolog, dem eigne Festigkeit und Klarheit ebenso nötig ist, als die Gabe, fremder Denkweise gerecht zu werden, wird von dem Provinzial- oder Landesverein für innere Mission an die Universität gesendet.*) Zuerst sucht er mit allen irgendwie für ihn zugänglichen studentischen Vereinsbildungen freundliche Fühlung zu gewinnen, dann bemüht er sich, die schon vorhandenen Bestrebungen für Mitarbeit der Studenten an Armenpflege, Sonntagsschulen, Schriftenverbreitung &c. einheitlich zu organisiren, zu vermehren und so zu gestalten, daß die jugendlichen Helfer in der kirchlichen Liebesthätigkeit eine starke Förderung ihres christlichen Innenlebens finden; denn nicht das ist die Hauptsache, was von den Studenten an andern Leuten gethan wird, sondern aus welchem Geiste heraus sie es thun. Hat er so eine größere Zahl von Studenten an seine Person gekettet, so öffnet er ihnen je länger je mehr die Augen für die große Aufgabe, welche die Kirche auf den Universitäten zu lösen hat, damit sie ihm helfen, akademische Gottesdienste einzurichten, bei denen nie eine freie, zweckentsprechende Ansprache fehlen darf. Auf diesem Wege wird er zum Seelsorger heranreifen und kann vielleicht, wenn er festen Boden unter seinen Füßen fühlt, den Eltern der Studirenden seine Mitwirkung für die leider nicht seltenen Fälle anbieten, wo das Band der kindlichen Pietät sich zu lockern beginnt. In welcher Weise er sich auch des gedruckten Wortes zu bedienen vermag, können wir hier in der Kürze nicht hinreichend darlegen.

Doch wichtiger als diese Fragen ist und bleibt vorläufig das Problem selbst, die Studenten kirchlich zu versorgen. Wer an ihm mitarbeitet, der verdient sich einen Gotteslohn; denn er hilft dazu, das zu verwirklichen, was wir unter dem Wort „Innere Mission an den Gebildeten" ersehnen.**) F R

Verschiedenes

(Romanisirende Familienblätter) Verbreitete weltliche Familienblätter werden neuerdings mit Erfolg römisch-katholischen Interessen dienstbar gemacht. Ueber Land und Meer pflegt nicht nur in seinem Bilderschmuck mit Vorliebe das Gebiet katholisch-kirchlichen Lebens, sondern hat auch bereits antiprotestantische Tendenzromane gehässigster Art in seine Spalten aufgenommen. Noch schlimmer steht es mit Schorers Familienblatt. In der Saale-Zeitung hat neulich Gymnasiallehrer Genast folgende Warnung veröffentlicht:

In Nr. 18 der jetzt viel gelesenen Zeitschrift Schorers Familienblatt — Redakteur Dr. Franz Hirsch —, die mir gestern zufällig in die Hände fiel, findet sich ein längerer Artikel mit der Ueberschrift „Die Verfehmten." Derselbe enthält ein vollendetes Loblied auf den Jesuitenorden, wie es in der ersten besten ultramontanen Zeitschrift nicht herrlicher hätte gesungen werden können. Vermittels einer echt feuilletonistischen Einleitung bahnt sich der übrigens anonyme Verfasser den Weg zu einer im wesentlichen richtigen Darstellung der Organisation der Gesellschaft Jesu, einer Darstellung aber, die es mit großer Kunst versteht, die guten Seiten des Ordens in das hellste Licht zu setzen, die in ihren Folgen aber jede sittliche Freiheit des Individuums ertötenden Bestimmungen entweder als harmlos darzustellen oder völlig zu verschweigen. Aber das möchte noch hingehen, wenn sich der Artikel an seinem Schlusse nicht zu folgenden Sätzen verstiege: „Die machtvolle Stellung, die sich die Jesuiten seit drei Jahrhunderten in Staat, Kirche und Gesellschaft errungen haben, ist die Frucht der wundersamen Organisation der Gesellschaft, die sich als das beste Institut offenbart, das jemals von klugen Menschen geschaffen wurde," und einige Zeilen weiter: „Alles, was die Geschichtsschreiber und Romandichter von deren — nämlich der Jesuiten — berechnender Schlauheit, mephistophelischen Künsten und Verbrechen ähnlichen Thaten erzählen, sind häßliche Lügen und Seifenblasen kranker Phantasien oder böser Herzen." Wenn die Redaktion einer Zeitschrift, die sich ein deutsches Familienblatt nennt, derartige Sätze unbeanstandet aufnehmen kann, welche aller geschichtlichen Wahrheit Hohn sprechen, so sieht man sich zu folgender Alternative genötigt: entweder kennen die in der Redaktion dieses Blattes thätigen Leute die Geschichte des Jesuitenordens nicht, und dann sind sie zu bedauern, oder aber, sie dienen ultramontanen Tendenzen und verlieren dadurch das Recht, protestantischen deutschen Familien einen Teil ihrer geistigen Nahrung zu liefern. Mag nun die erstere oder die letztere Annahme richtig sein, in jedem Falle wird es sich empfehlen, den beregten Artikel des Schorerschen Familienblattes vor dem protestantischen Teile des deutschen Volkes als eine bewußte oder unbewußte Verherrlichung des Jesuitismus festzunageln.

(Ein Herrenhausmitglied als Spielbankhalter) Der Köln. Zeit. wurde aus Brüssel geschrieben: Der „Graf de Lannoy," der die Spielsäle in Spaa wieder einrichtet und ausbeuten will, ist niemand anders als der Fürst Arthur zu Rheina-Wolbeck, Graf von Lannoy-Clervaux auf Schloß Bentlage bei Rheina in Westfalen, das hier wohnende derzeitige Familienhaupt eines der ältesten katholischen Adelsgeschlechter in Westfalen und erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses. Von seinem letztgenannten Vorrechte wird er wohl spärlichen Gebrauch machen; immerhin ist es „noch nicht dagewesen," daß ein Mitglied des preußischen Herrenhauses eine öffentliche Spielbank unterhält. Die Nachricht wird aber in belgischen und deutschen Zeitungen mit allen Einzelheiten gemeldet.

(Eine Uhland-Anekdote) In der württembergischen Kammer hatte ein Abgeordneter den Antrag gestellt, die Verhandlungen sollten stets mit einem Gebet eröffnet werden. Da erhob sich Uhland und sagte: „Es heißt wohl in der Bibel: Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein, aber es heißt nicht: in die Kammer!" Damit war jener Antrag begraben.

(Galilei-Denkmal in Rom) Die Inschrift der Denksäule zur Erinnerung an Galileis Haft im Palaste der Medici zu Rom (Nr. 21, S. 204) lautet wörtlich: Il prossimo palazzo già dei Medici — fu prigione a Galileo Galilei — reo d'aver veduto la terra volgersi in torno al sole — S. P. Q. R. — MDCCCLXXXVII. [Der nahe Palast — der früher den Medici gehörte — war Galileo Galileis Gefängnis —, der schuldig war, gesehen zu haben, daß die Erde sich um die Sonne dreht. Der Senat und das Volk Roms. 1887.]

Quittung

Für die evangelische Gemeinde zu Sofia (vergl. Nr. 11, S. 104; Nr. 14, S. 133 f.; Nr. 22, S. 214): von P. S. in H. 6 M., von M. A. in Berlin, KR. H. in Greifswald, G. K. in Kiel, KR. K. in Stettin, A. L. und Frau Dir. D. in Dresden je 5 M., von G. S. in R. und P. D. in N. je 3 M., von M. D. in B. 2 M., Summa: 44 M., im ganzen bisher: 84,50 M.

Für die evangelische Schule in Czernilow (vergl. Nr. 18, S. 174): von P. K. in Gießen 5 M., von P. B. in B. 2 M., von E. P. in P. 1 M., Summa: 8 M.

Für die lutherischen Glaubensgenossen in den Ostseeprovinzen: 5 M., gesammelt in der Gemeinde Spremberg, durch P. C.

Für die evangelische Militärgemeinde des Cav. Capellini in Rom (vergl. Nr. 17, S. 161 f.): 4 M., gesammelt in der Gemeinde Rammenau, durch P. H.

Herzlichen Dank!

Es versteht sich von selbst, daß für die in unserm Blatte erwähnten Notstände und Liebeswerke auch ohne ausdrückliche Bereiterklärung, die wir vielmehr in der Regel unterlassen, seitens der Redaktion Gaben gern angenommen und an Ort und Stelle befördert werden.

Briefkasten der Redaktion

Der Einsender des Mss. mit dem Poststempel Mosbach (Baden) wird ersucht, seine genaue Adresse mitzuteilen, da Brief nach Mosbach als unbestellbar zurückgekommen ist.

*) Der Studentenpastor müßte doch wohl durch die Universität, bez. die theologische Fakultät berufen werden. Hieran, sowie an der Schwierigkeit, die rechten Männer für die eigenartige Arbeit zu finden, wird die Ausführung des Gedankens fürs erste sich stoßen. Gleichwohl beruht der Vorschlag auf einer Notlage, welche in studentischen Kreisen ernstlich empfunden wird und welcher abzuhelfen man darum wird ernstlich bedacht sein müssen. Es soll das erste Wort darüber in unserm Blatte nicht das letzte sein. D H

**) Soeben vor Druck der Nummer geht uns ein Schriftchen zu: Innere Mission an den Studenten (Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 16 S.; 30 Pf.) Es sei um so mehr der Beachtung empfohlen, weil es aus studentischen Kreisen hervorgegangen ist. Die in obigem Artikel gestellte Frage wird nun nicht länger umgangen werden können. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig